

ROLAND BORGARDS

## Morphologischer Dämon. Zur ersten Strophe von Goethes *Urworte. Orphisch*

Die erste Strophe von Johann Wolfgang Goethes Gedicht „Urworte. Orphisch“ ist mit „ΔΙΜΩΝ“ überschrieben und lautet im Erstdruck aus dem Jahr 1820 folgendermaßen:

Wie an dem Tag der Dich der Welt verliehen

Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,

Bist alsobald und fort und fort gediehen

Nach dem Gesetz wonach Du angetreten.

So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,

Das ändern nicht Sibyllen, nicht Propheten;

Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt

Geprägte Form die lebend sich entwickelt.<sup>1</sup>

Goethe hat diese Strophe und mit ihr das gesamte Gedicht schon im Herbst 1820 ein zweites Mal veröffentlicht. Die erste Publikation findet sich in Goethes eigener naturwissenschaftlichen Zeitschrift *Zur Morphologie*, hier als Einleitung in das zweite Heft des ersten Bandes. Die zweite Veröffentlichung geschieht wenige Monate später in Goethes eigener kunst- und kulturhistorischen Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum*, nun unter dem leicht geänderten Titel „Urworte Orphisch“<sup>2</sup> (also ohne trennenden Punkt zwischen den beiden Titelbegriffen), mit leicht erweiterten Strophenüberschriften („Δαίμων, Dä-

<sup>1</sup> Johann Wolfgang Goethe, „Urworte. Orphisch“, in: Ders., *Zur Morphologie*, Bd. 1 (1820), H. 2, S. 98-99, im Folgenden zitiert unter der Sigle UW 1.

<sup>2</sup> Johann Wolfgang Goethe, „Urworte Orphisch“, in: Ders., *Ueber Kunst und Alterthum. Zweyten Bandes drittes Heft*, Stuttgart [sic!], 1820, S. 66-78, im Folgenden zitiert unter der Sigle UW 2 mit Seitenangaben, hier also UW 2, S. 66. Der dritte Druck in der Ausgabe letzter Hand aus dem Jahr 1828 ist für mein Argument nicht relevant und bleibt deshalb unberücksichtigt. Für einen ersten deutenden Zugriff auf das Gedicht vgl. Theo Buck, *Goethes „Urworte. Orphisch“, interpretiert und mit einer Dokumentation versehen*, Frankfurt am Main u.a., 1996; zu Goethes Dämonologie im Allgemeinen wie zur Forschung vgl. vor allem August Nicholls, *Goethe's Concept of the Daemonic. After the Ancients*, Rochester, 2006; zur einschlägigen Einlassung Blumenbergs vgl. Ethel Matalá de Mazza, „Goethe-Dämonologie. Anmerkungen zu Hans Blumenberg“, in: *Goethes Kritiker*, hg. v. Karl Eibl u. Bernd Scheffer, Paderborn, 2001, S. 153-171.

mon<sup>63)</sup> und mit kleineren Abweichungen in Interpunktion und im Textbestand (vor allem: „So sagten schon Sybillen, so Propheten“<sup>64)</sup>).

Entscheidender als die kleinen Differenzen im Detail<sup>65)</sup> sind für die folgende Interpretation die großen und augenfälligen Unterschiede: Die erste Publikation des Gedichts geschieht im Rahmen von Goethes Morphologie, Biologie, Zoologie. Hier wirkt der Text zwar auf den ersten Blick etwas deplatziert, weil in ihm so wenig von Zoologie die Rede zu sein scheint; doch der Publikationskontext weist darauf hin, dass eine morphologisch-zoologische Lektüre des Gedichtes nicht nur möglich, sondern auch erwünscht ist. Die zweite Publikation des Gedichts erfolgt im Rahmen der Kunstgeschichte, der ästhetischen Theorie, der literarischen Praxis. Hier wirkt der Text zwar auf den ersten Blick sehr wohl platziert, weil er in den Rahmen der Literatur und der Altertumskunde gestellt wird. Aber zugleich scheint der Text doch so wenig passgenau im Kontext zu ruhen, dass Goethe das Gedicht nun mit einem Kommentar versehen, mehr noch: dass er einen neuen Text herstellt, der sich schon auf den ersten Blick als ein Gattungshybrid von Gedicht und Kommentar zu erkennen gibt.<sup>66)</sup> Und in diesem neuen, hybriden Text spielen in den kommentierenden Passagen biologische, zoologische und morphologische Fragen eine tragende Rolle.

Die Unterschiede zwischen den beiden Veröffentlichungen sind also beachtenswert: unterschiedliche Publikationsorte, unterschiedliche disziplinäre Kontexte, unterschiedliche literarische Gattungen. Diese Unterschiede reichen so weit, dass es für eine Interpretation sinnvoll erscheinen kann, nicht von zwei Versionen eines Textes zu sprechen, sondern vielmehr von zwei verschiedenen, miteinander verwandten Texten auszugehen.

In beiden Texten verknüpft Goethe die Dämon-Strophe mit morphologischen Überlegungen. Diesen Zusammenhang von Morphologie, Dämonologie und Zoologie werde ich im Folgenden in drei Perspektiven analysieren: einer systematischen, einer historischen und einer poetologischen. In einem ersten Schritt wird es darum gehen, die systematische Struktur von Goethes morphologischer Dämonologie zu rekonstruieren. Dabei kommt es vor allem darauf an, eine spezifische Ambivalenz herauszuarbeiten: die Ambivalenz zwischen einer anthropozentrischen Argumentation auf der einen Seite und einer theriotopistischen<sup>7)</sup> Argumentation auf der anderen Seite. Anthropol-

<sup>3)</sup> UW 2, S. 67.

<sup>4)</sup> Ebd.

<sup>5)</sup> Vgl. z.B. Buck, „Urworte. *Orphisch*“, S. 23: „Die Textüberlieferung der verschiedenen Handschriften und Drucke weist nur ziemlich geringfügige Differenzen auf.“

<sup>6)</sup> Dies als alternative Lesart zu der gängigen, Gedicht und Kommentar voneinander trennenden Beschreibung des Zweidrucks, wie sie z.B. bei Buck, „Urworte. *Orphisch*“, S. 11, zu finden ist: „Goethe fügte dieser Veröffentlichung einen eigenen Kommentar bei.“

<sup>7)</sup> Den Begriff des Theriotopismus leite ich – in Anlehnung einerseits an Begriffe wie „teriomorph“ (in Tiergestalt) oder „teriothor“ (Tiernamen tragend), andererseits an Foucaults Konzept der Heterotopie – aus „ther“ für wildes Tier und „topos“ in seiner spatiolektoral-rhetorischen Doppelbedeutung ab. Als Theriotopien bezeichne ich Tier-Raum-Ordnungen; die Theriotopo-

zentrisch ist Goethes Argumentation dort, wo sie den Dämon als Charakteristikum des Humanen konzipiert, und das heißt: unter Ausschluss des Tieres. Theriotopistisch ist Goethes Argumentation dort, wo sie das Konzept des Dämons vom Animalen her entwickelt, und das heißt: unter Einschluss des Tieres. In Goethes Konzept des Dämonischen, so wird zu zeigen sein, lassen sich beide Tendenzen ausmachen: eine anthropozentrische und eine theriotopistische.

In einem zweiten Schritt soll Goethes Konzept des morphologischen Dämons diskurshistorisch situiert werden, insbesondere im Vergleich mit Georges Cuviers Konzept der Existenzbedingungen. Von Interesse ist hierbei weniger die bekannte Differenz zwischen den Positionen Goethes und Cuviers als vielmehr eine gemeinsame diskursive Grundfigur, in der sich Cuviers Zoologie und Goethes Dämonologie treffen.

Ein dritter und resümierender Schritt zielt darauf, die Poetologie der beiden Texte Goethes auf die systematische Ambivalenz und die historische Schwelensituation des Dämons zu beziehen. Die zentrale Formentscheidung Goethes, so soll gezeigt werden, liegt nicht in der Wahl der Strophe als Gedichtform, sondern in der zweifachen, variierenden Publikation, in der sich sowohl die Texte als auch die Kontexte verwandeln.

## 1. Anthropozentrismus, Theriotopismus

Die anthropozentrische Grundaussatung der „Urworte“ ist evident. Der erste Text aus den Heften *Zur Morphologie* präsentiert schon im Titel mit Orpheus einen Menschheitsmythos; er wendet sich schon mit der ersten Strophe an ein offensichtlich menschliches „Du“; er entwirft in der zweiten Strophe ein Bild menschlicher Geselligkeit; er spricht in der dritten Strophe von menschlicher Liebe; er verhandelt in der vierten Strophe menschliches Recht; und schließlich feiert er in der fünften Strophe die Sonderstellung des Menschen, der alle Grenzen, alle Determinationen und alle Gesetze zu übersteigen vermag: „Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt“.<sup>8)</sup> Das ist der Mensch.

Blickt man vom Gedicht auf den Kontext seiner Publikation, auf die morphologischen Hefte, deren zweites Heft Goethes Schriften zur Vergleichenden Anatomie versammelt und eben mit den „Urworten“ beginnt, dann scheint die Zoologie bzw. die vergleichende Anatomie schon vorab unter die anthropozentrische Perspektive des Humanen gestellt zu sein. Diese anthropozentrische

logie wäre dann die Wissenschaft von solchen Tier-Raum-Ordnungen; und mit dem Begriff des Theriotopismus ist eine Denk- und Argumentationsstruktur umschrieben, die in zweifacher Weise eine Gegenbewegung zum anthropozentrischen Denken vollzieht, insofern sie zum einen gegen den Menschen („Anthropo-“) das Tier („Therio-“), zum anderen gegen die Orientierung an einer privilegierten Instanz („-zentrismus“) die Öffnung einer kollektiven Ordnung („-topismus“) setzt.

<sup>8)</sup> UW 1, S. 99.

Tendenz lässt sich an vielen Stellen von Goethes zoologischer Morphologie nachweisen, von seinem frühen Text zur Physiognomik, der den „Geschlechtsunterschied des Menschen von den Tieren“<sup>9</sup> herausarbeitet, bis hin zu den osteologischen Schriften, in denen „das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht“<sup>10</sup> steht.

Der zweite Text, publiziert in *Ueber Kunst und Alterthum*, wiederholt und bestärkt auf den ersten Blick diese anthropozentrischen Tendenzen. In den kommentierenden Teilen ist nun vom „Schicksal des Menschen“<sup>11</sup> die Rede: „In diesem Sinne einer notwendig aufgestellten Individualität hat man einm jeden *Menschen* seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich ins Ohr raunt, was denn eigentlich zu thun sey.“<sup>12</sup> Der Kommentar macht also deutlich, dass das Gedicht sich als ein Reflexionsmedium für die *condition humaine*, für die Position des Menschen verstehen lässt: Der Leser des Gedichtes soll zu einer „Erkenntnis“<sup>13</sup> der Prinzipien gelangen, die sein Leben bestimmen. Der Kontext der zweiten Publikation, die Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum*, weist gleichfalls in diese Richtung: Gegenstand ist die Kultur- und Kunstgeschichte des Menschen, ist dessen künstlerisches, ästhetisches Vermögen. Der Mensch erscheint als *zoon aisthetikon*, als ästhetisches Wesen, das sich durch seine Kunstfähigkeit grundsätzlich vom Tier unterscheidet:

Der Dämon bedeutet hier die notwendige, bey der Geburt unmittelbar ausgesprochene, begränzte Individualität der Person, das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bey noch so großer Aehnlichkeit unterscheidet. [...] Deßhalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch so entschieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerstört, aber, so lange sein Kern zusammenhält, nicht zersplittert noch zerstückelt werden, sogar durch Generationen hindurch.<sup>14</sup>

Besonders der Begriff der „Person“ verweist auf ein anthropozentrisches Denken. Inwiefern dieser Anthropozentrismus zugleich den Abschluss des Tieres impliziert, zeigt ein vergleichender Blick auf § 1 von Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. Kant beginnt sein anthropologisches Projekt folgendermaßen:

Daß der Mensch in seiner Vorstellung das Ich haben kann, erhebt ihn unendlich über alle andere auf Erden lebende Wesen. Dadurch ist er eine *Person* und, vermöge der Einheit des Bewußtseins, bei allen Veränderungen, die ihm zustoßen

<sup>9</sup> Die morphologischen Texte Goethes zitiere ich unter der Sigle DKV 24 nach Johann Wolfgang Goethe, *Schriften zur Morphologie*, hg. v. Dorothea Kubn, Frankfurt am Main, 1987 (= J.W.G. *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bde., hg. v. Hendrik Birus u.a., I. Abt., Bd. 24); hier also DKV 24, S. 11.

<sup>10</sup> DKV 24, S. 394.

<sup>11</sup> UW 2, S. 68.

<sup>12</sup> UW 2, S. 71 (Herv. R.B.).

<sup>13</sup> UW 2, S. 68.

<sup>14</sup> UW 2, S. 68ff.

mögen, eine und dieselbe Person, d.i. ein von *Sachen*, dergleichen die vernunftlosen Tiere sind, mit denen man nach Belieben schälten und walten kann, durch Rang und Würde ganz unterschiedenes Wesen.<sup>15</sup>

„Person“ ist bei Goethe wie bei Kant ein Begriff der Einheit und Stabilität. Kommentierend verweist Goethe auf einen „Kern“, der „nicht zersplittert, noch zerstückelt werden“ kann, dichtend spricht er von einer „geprägten Form“, die „keine Zeit und keine Macht zerstückelt“. Und wo der Kommentar von der „Unveränderlichkeit des Individuums“ redet, heißt es in der lyrischen Version entsprechend: „So mußst du seyn, dir kannst du nicht entfliehen“. Kants denkendem Ich, das alle seine Vorstellungen muss begleiten können und das als transzendentes Apriori die Einheit und die Stabilität der Person garantiert, entspricht bei Goethe der Dämon als empirisches Apriori des Menschen. Bei Kant definiert sich nun die Person über den Abschluss des Tieres, das als „Sache“ eingestuft wird. Wenn nun ein Tier eine Sache, der Mensch hingegen eine Person ist, und wenn des Weiteren nur Personen, nicht aber Sachen einen Dämon haben können, dann kann ein Tier keinen Dämon haben. Der Begriff der „Person“ verweist mithin auf die anthropozentrische, das Tier ausschließende Argumentationsschicht in Goethes Konzept des Dämons.

Die anthropozentrische Grundaussattung im „Urworte“-Komplex ist also evident. Daneben lässt sich aber auch eine thetiotopistische Tendenz ausmachen. Im ersten publizierten Gedichttext zeigt sich dies vor allem im Schlussvers der Dämon-Strophe: „Geprägte Form die lebend sich entwickelt.“ Diese Formulierung verweist unmittelbar auf Goethes biologisches Konzept des Typus, auf Metamorphose, Urfpflanze und Urtier, auf seine Forschungen zu Infusionstierchen, zur Ostologie und zur vergleichenden Anatomie, kurz: auf Goethes Entwurf einer allgemeinen Morphologie.

Was im ersten „Urworte“-Text in der gedrängten Form eines Verses erscheint, das wird vom ersten „Urworte“-Kontext, dem zweiten morphologischen Heft, ausführlich entfaltet. Genau in diesem Zusammenhang entwickelt Goethe auch sein Konzept des Typus. Für eine Interpretation der Dämon-Strophe ist es nun von Interesse, dass Goethe den Typus dezidiert als ein Mensch und Tier umgreifendes heuristisches Modell konzipiert. In der Vergleichenden Anatomie solle man, so Goethe, weder das Tier vom Menschen her noch den Menschen vom Tier her beschreiben; besser sei es, „wenn ein allgemeiner Typus, ein allgemeines Schema ausgearbeitet und aufgestellt würde, welchem sowohl Menschen als Tiere untergeordnet bleiben.“<sup>16</sup> Der Typus geht also der Mensch-Tier-Differenz voraus, er ist „das Dritte was sich zwischen beide [zwischen Mensch und Tier, R.B.] hineinsetzt“.<sup>17</sup>

<sup>15</sup> Immanuel Kant, *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (1798/1800), in: Ders., *Werke in zwölf Bänden*, hg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. 12, Frankfurt am Main, 1968, S. 407. Vgl. zu diesem Zusammenhang Jacques Derrida, *Das Tier, das ich also bin*, übers. v. Markus Sedlaczek, Wien, 2010, S. 140-153.

<sup>16</sup> DKV 24, S. 164.

<sup>17</sup> DKV 24, S. 239.

Der Kontext der Erstpublikation macht also sichtbar, dass in der Dämonstrophe nicht allein vom Menschen, sondern auch von den Tieren die Rede sein kann. Das „Gesetz“, die „geprägte Form“ und deren in den Folgestrophen beschriebene Entwicklung sind Grundelemente von Goethes Morphologie. Der Typus und der Dämon sind das, was durch alle Wandlungen (Metamorphosen) hindurch eine unveränderliche Einheit garantiert und was zugleich den Wandlungen die Gesetze gibt. Dies ist eine Vorstellung, die bei Goethe in keiner Weise für den Menschen vorbehalten, sondern für die gesamte belebte Natur gültig ist, auch für Pflanzen und Tiere. Auch Tiere, so könnte man aus dieser Perspektive sagen, haben einen Dämon.

In der zweiten Publikation zum „Urworte“-Komplex ist es nun nicht der Kontext (also die kunst- und altertumswissenschaftliche Zeitschrift), sondern der neu konzipierte, Kommentar und Dichtung verbindende Text, dem sich die theriotopistischen Argumente entnehmen lassen. Dies zeigt sich vor allem an drei Begriffen: dem des Charakters, dem der Generationen und dem der Durchkreuzung.

Goethe bezeichnet, wie schon zitiert, den Dämon als „das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem andern, bey noch so großer Ähnlichkeit unterscheidet.“ Wie schon der Begriff des Typus, so ist auch der des Charakters bei Goethe in keiner Weise für den Menschen reserviert, sondern in seiner gesamten Zoologie zu finden. Schon in seinem frühen Text zu Lavaters Physiognomik sieht Goethe im Schädel „den bestimmten Charakter der Tiere bezeichnet“. <sup>18</sup> Und auch in den späteren Schriften zur Osteologie kann der Schädel „den Charakter des Geschöpfs vollkommen aussprechen“. <sup>19</sup> In der Einleitung zum ersten der morphologischen Hefte heißt es dann resümierend: „[I]m Gerippe wird uns ja der entschiedne Charakter jeder Gestalt sicher und für ewige Zeiten aufbewahrt.“ <sup>20</sup> Die kommentierenden Passagen des zweiten Textes entwerfen mithin so etwas wie eine konzeptuelle Wolke einander entsprechender, sich auseinander entwickelnder Begriffe: Typus, Charakter, Dämon, Person. Auch dadurch erscheint der Dämon als ein allgemein morphologisches, nicht als ein spezifisch anthropologisches Konzept.

Erst aus dieser Perspektive wird der zunächst überraschende Begriff der „Generation“ verständlich, den Goethe in den kommentierenden Passagen des zweiten Textes benutzt. Der Dämon, so Goethe, sei eine Einheit, die sich „so gar durch Generationen hindurch“ erhält. Damit wird der Dämon vom einzelnen empirischen Individuum abgelöst und zum Prinzip einer genealogischen Reihe erhoben. Nicht nur, wie ein Wesen sich in den Grenzen seines eigenen Lebens entwickelt, sondern auch, wie unterschiedliche Wesen auseinander hervorgehen und dabei Grundprinzipien von einer Generation zur anderen weitergeben, kann durch den Dämon erfasst werden.

<sup>18</sup> DKV 24, S. 12.

<sup>19</sup> DKV 24, S. 240.

<sup>20</sup> DKV 24, S. 404.

Ausgehend von der Idee eines genealogischen Dämons entwirft Goethe dann das Bild einander strukturell entsprechender, immer größer werdender Einheiten: „Nation, Stamm oder Familie“ seien, so Goethe, „als Individuen anzusehen“ <sup>21</sup>; deshalb können sie alle einen eigenen Dämon haben: einen Familiendämon, einen Stammesdämon, einen Nationendämon. Familie, Stamm und Nation werden dabei als Verwandtschaftsverhältnisse, nicht als Vertragsverhältnisse gedacht. Selbst die Nation schreibt sich in dieser Perspektive von der Nativität her. <sup>22</sup> Sichtbar wird so, dass Goethes Dämonologie eine biopolitische Dimension hat. Denn in der Reihung von Individuum, Familie, Stamm und Nation geht es Goethe um den Menschen als Lebewesen <sup>23</sup>, nicht um den Menschen als Rechtssubjekt (*zoon politikon*) oder als Kulturproduzent (*zoon aisthetikon*). Der „Dämon“ wird damit zu einer regulativen Kategorie, mit der sich biologische Gruppen identifizieren, konturieren, herstellen lassen; die Nation ist aus dieser Perspektive eine Sache der Natur, nicht der Kultur.

Diese biopolitische, den Menschen als Tier adressierende Perspektive zeigt sich in aller Deutlichkeit dort, wo Goethe der dämonischen Konstanz einer Nation mit der zweiten Strophe der „Urworte“ die variiierende Kraft des Zufalls (Tyche) entgegensetzt und dies in seinem Kommentar am Prinzip der „Vermischung und Durchkreuzung“ <sup>24</sup> veranschaulicht:

europäische Nationen in andere Welttheile versetzt legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerika der Engländer, der Franzose, der Deutsche gar wohl zu erkennen sein; zugleich aber auch werden sich bey Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärem Hautfarbe zu erkennen ist. <sup>25</sup>

Deutlicher kann die biologische Dimension des Dämons kaum ausgesprochen werden: Es geht hier um Kreuzungsprozesse, bei denen sich der eine Dämon mit dem anderen vermischt und auf diese Weise in „mannigfaltigen Verzweigungen“ <sup>26</sup> neue Dämonen hervorbringt. Hier ist zwar von Menschen die Rede; aber diese Menschen erscheinen als Objekte eines groß angelegten zoologischen Kreuzungsexperiments namens Amerika.

In Goethes Konzept des Dämons gibt es also einerseits einen evidenten anthropozentrischen Grundzug. Andererseits ist aber auch eine theriotopistische Gegenströmung zu erkennen. Nicht nur Menschen, sondern auch Tiere haben einen Dämon; und der menschliche Dämon bezieht sich nicht nur auf den

<sup>21</sup> UW 2, S. 70.

<sup>22</sup> Vgl. zu Nation/Nativität im Zusammenhang der Menschenrechte Giorgio Agamben, *Homo Sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*, übers. v. Hubert Thüring, Frankfurt am Main, 2002, S. 135-144.

<sup>23</sup> Vgl. Michel Foucault, *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*, übers. v. Ulrich Raulff, Walter Seitter, Frankfurt am Main, 1983, S. 171; „Der moderne Mensch ist ein Tier, in dessen Politik sein Leben als Lebewesen auf dem Spiel steht.“

<sup>24</sup> UW 2, S. 70.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Ebd.

Menschen als individuelles Kultur- und Kunstwesen, sondern auch auf den Menschen als Kreatur, als Tier.

## 2. Typus, Existenzbedingungen

Wie lässt sich nun das konzeptuelle Feld von Dämon, Typus und Charakter diskurshistorisch situieren? In einem Entwurf zur Osteologie aus dem Jahr 1794 kommt Goethe auf den Zusammenhang zwischen Typus und Existenzbedingungen zu sprechen. Aus dem Wechselverhältnis dieser beiden Elemente, dem vorgegebenen Typus und der variierten Existenzbedingungen, ergibt sich die Position des Lebewesens in der Welt: „der Fisch ist in dem Wasser und durch das Wasser da [...] die Existenz eines Geschöpfes das wir Fisch nennen, sei nur unter der Bedingung eines Elementes das wir Wasser nennen möglich.“<sup>27</sup> Goethe betont, dass keinem der beiden Elemente Priorität zukommt, also weder die innere Konstitution (Dämon/Charakter/Typus) zu einer spezifischen Umwelt disponiert, noch die Umwelt (die Existenzbedingungen) den Typus vollkommen bestimmen kann:

die unterschiedene Gestalt ist gleichsam der innere Kern, welcher durch die Determination des äußeren Elementes sich verschieden bildet. Eben dadurch erhält ein Tier seine Zweckmäßigkeit nach außen; weil es von außen, so gut als von innen gebildet worden.<sup>28</sup>

Dem, was Goethe hier „entschiedene Gestalt“ und „inneren Kern“ nennt, entspricht im „Urworte“-Komplex der Dämon. Das, was hier die „Determinatio des äußeren Elementes“ genannt wird, findet sich in den „Urworten“ unter dem Titel „Typy, das Zufällige“: „Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt.“<sup>29</sup> Kommentierend führt Goethe dies weiter aus:

Dieses feste, zähe, dieses nur aus sich selbst zu entwickelnde Wesen kommt freylich in mancherley Beziehungen, wodurch sein erster und ursprünglicher Charakter in seinen Wirkungen gehemmt, in seinen Neigungen gehindert wird.<sup>30</sup>

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Organismus und Umwelt, zwischen dem Lebewesen und seinen Existenzbedingungen ist auch eines der zentralen Themen im zoologischen Werk von Georges Cuvier.<sup>31</sup> Zwar geht Cuvier, im

<sup>27</sup> DKV 24, S. 212.

<sup>28</sup> DKV 24, S. 212f.; vgl. zur zeitgenössischen Diskussion um Teleologie und Existenzbedingungen z.B. Philipp Sarasin, *Darwin und Foucault. Genealogie und Geschichte im Zeitalter der Biologie*, Frankfurt am Main, 2009, S. 56-71, sowie den Eintrag „Zweckmäßigkeit“, in: Georg Toepper, *Historisches Wörterbuch der Biologie. Geschichte und Theorie der biologischen Grundbegriffe*, Bd. 3, Stuttgart, 2011, S. 786-834.

<sup>29</sup> UW 2, S. 69.

<sup>30</sup> Ebd.

<sup>31</sup> Vgl. für einen ersten Überblick Olivier Riappel, „Georges Cuvier (1769-1829)“, in: *Darwin & Co. Eine Geschichte der Biologie in Portraits*, hg. v. Ilse Jahn u. Michael Schmitt, Bd. 1, München, 2001, S. 139-156; Tobias Cheung, *Die Organisation des Lebendigen. Die Ent-*

Gegensatz zu Goethe, von einer klaren funktionalen Teleologie, von einer eindeutigen Orientierung des Organismus an Zweckursachen aus. Dennoch ergibt sich, bei leichten Verschiebungen in der jeweils benutzten Terminologie, auch ein struktureller Berührungspunkt zwischen den beiden Argumentationen, und zwar dort, wo sie die „Bedingungen“ der „verschiedenen Existenzen“ (Goethe)<sup>32</sup> bzw. die „conditions d'existence“ (Cuvier)<sup>33</sup> behandeln. In seinem *Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal* unterscheidet Cuvier die „conditions générales“, denen bei Goethe der Typus, der Charakter, der Dämon entsprechen würden, von den „conditions particulières“<sup>34</sup>, für die Goethe in seinen osteologischen Schriften den Begriff der Existenzbedingungen reserviert und die im Gedicht unter dem Titel der „Tyche“ laufen.

Anders als Cuvier bezeichnet Goethe also nur das von außen auf die Lebewesen Einwirkende explizit als „Bedingungen“ der „Existenz“; dies aber in einem allgemeinen Sinn: „Das ganze Pflanzenreich z.E. wird uns wieder als ein ungeheures Meer erscheinen, welches eben so gut zur bedingten Existenz der Insekten nötig ist, als das Weltmeer und die Flüsse zur bedingten Existenz der Fische.“<sup>35</sup> Wie für Goethe, so ist auch für Cuvier das Zusammenspiel dieser beiden Elemente, der „allgemeinen Bedingungen“ und der „besondern Bedingungen“<sup>36</sup>, entscheidend. Cuvier erläutert das am Beispiel des Raubtieres:

lung des biologischen Organismusbegriffs bei Cuvier, Leibniz und Kant, Frankfurt am Main u.a., 2000.

<sup>32</sup> DKV 24, S. 212.

<sup>33</sup> Georges Cuvier, *Le règne animal distribué d'après son organisation pour servir de base à l'histoire naturelle des animaux et d'introduction à l'anatomie comparée*, Bd. 1, Paris, 1817, S. 6.

<sup>34</sup> Georges Cuvier, *Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal*, 3. Aufl., Paris, 1825, S. 96.

<sup>35</sup> DKV 24, S. 214. Hier ergibt sich ein weiterer Hinweis auf die Nähe zwischen den Argumenten Cuviers und Goethes, insofern beide das Verhältnis von inneren Voraussetzungen (die allgemeinen Bedingungen Cuviers und der Typus bzw. Charakter Goethes) und äußeren Bedingungen (die besonderen Bedingungen Cuviers und die Existenzbedingungen Goethes) als eine Relation konzipieren, die sich auf unterschiedlichen Ebenen wiederholt. Im Anschluss an die oben zitierte Passage fährt Goethe fort: „und wir werden sehen daß eine ungeheure Anzahl lebender Geschöpfe in diesem Pflanzen-Ozean geboren und ernährt werde, ja wir werden zuletzt die ganze tierische Welt wieder nur als ein großes Element ansehen, wo ein Geschlecht sich auf dem andern und durch das andere, wo nicht entsteht doch < sich > erhält.“ Bei Cuvier (Georges Cuvier, „Nature“, in: *Dictionnaire des sciences naturelles*, hg. v. F.G. Levrant, Bd. 34, Paris, 1825, S. 261-268, S. 265), heißt es vergleichbar: „Chaque être est fait pour soi, a en soi tout ce qui le complète [...] ce qui est vrai de la moindre plante, du moindre animal, ce qui est vrai du plus parfait des animaux, de l'homme, du petit monde, [...] n'est pas moins nécessairement vrai du grand monde, du globe, et de tout ce qui l'habite: les êtres qui le composent et qui le peuplent, y concourent à maintenir son état: ils sont nécessaires les uns aux autres et à l'ensemble [...]. Le monde est comme un individu: toutes ses parties agissent les unes sur les autres.“

<sup>36</sup> Georges Cuvier, *Die Erntumwälzungen*, bearbeitet von Christoph Andreas Giebel, Leipzig, 1851, S. 52.

Das würden die allgemeinen Bedingungen eines Raubtier-Naturells [man könnte mit Goethe sagen: eines Raubtier-Charakters, eines Raubtier-Dämons, R.B.] sein, jedes Thier mit solchem Naturell, muß dieselben notwendig alle in sich vereinigen, denn ohne sie würde seine Art nicht haben existieren können. Aber diesen allgemeinen Bedingungen sind nun noch besondere in Betreff der Größe, der Art und des Aufenthaltes der Beute, auf welche das Thier angewiesen ist, untergeordnet und aus jeder besonderem Bedingung gehen specielle Modificationen der, durch die allgemein bedingten, Gestalten hervor.<sup>37</sup>

Auch Goethe erläutert den Zusammenhang von Typus und Existenzbedingungen am Gebiss und versucht, aus der Ernährung das ganze Tier abzuleiten, so z.B. in seiner Rezension *Die Skelette der Nagetiere, abgebildet und verglichen von d'Alton*, die er 1824 im zweiten Heft des zweiten Bandes *Zur Morphologie* publiziert.<sup>38</sup>

Cuviers Konzept der Existenzbedingungen und Goethes Konzept des Dämons markieren in der Geschichte der Zoologie eine historische Schwellensituation. Einerseits erscheint für beide das biologische Individuum als epistemologische Grund- und Ausgangsgröße. Das ist in dieser Weise neu. Andererseits bleibt dieses Individuum bei beiden eingepasst in den größeren Zusammenhang einer Konstanz der Arten. Das ist in dieser Weise alt.<sup>39</sup>

Zunächst zur Frage des Individuums als epistemologischer Basisgröße. Goethe und Cuvier beziehen sich zwar einerseits auf allgemeine Typen: den Fisch im Wasser, das Raubtier mit seiner Beute, das Insekt im Pflanzenreich. Andererseits jedoch findet sich auch immer wieder eine spezifizierende, individualisierende Tendenz: Die Fische im „Weltmeer“ sind anders als die Fische der „Flüsse“<sup>40</sup> (Goethe); bei den Raubtieren gibt es Unterschiede „in Betreff der Größe, der Art und des Aufenthaltes der Beute“ (Cuvier). Hinzu kommt ein epistemologisches Argument: Es ist immer ein einzelnes, vereinzelt Tier, das untersucht wird. Besonders deutlich wird dies im Rahmen der Paläontologie, in der sowohl Cuvier<sup>41</sup> als auch Goethe<sup>42</sup> immer einzelne, versprengte, deutlich individualisierte Lebewesen untersuchen.

Gegen diese neue Orientierung am Individuum steht die alte Orientierung an der Artenkonstanz. Denn für Goethe wie für Cuvier sind die allgemeinen Existenzbedingungen zwar konstitutiv an der Bildung des einzelnen Tieres

<sup>37</sup> Fhd., S. 51f.

<sup>38</sup> Vgl. DKV 24, S. 632-637.

<sup>39</sup> Zum Rahmen dieser wissenschaftlichen Transformation vgl. Michel Foucault, „Die Situation Cuviers in der Geschichte der Biologie“, in: Ders., *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. II, 1970-1975, hg. v. Daniel Defert, François Ewald, Frankfurt am Main, 2002, S. 37-82; sowie noch einmal Sarasin, *Darwin und Foucault*, S. 64-71 („Die ‚Cuvier-Transformation‘“).

<sup>40</sup> DKV 24, S. 214.

<sup>41</sup> Diese privilegierte Stellung des tierlichen Individuums für Cuviers Epistemologie betont Foucault, „Die Situation Cuviers“, S. 42f.

<sup>42</sup> Ein prominenter Beispiel sind Goethes Untersuchungen zum Urstier, vgl. DKV 24, S. 553-560 u. S. 621f.

und auch der Arten und Gattungen beteiligt. Gleichwohl wird der Typus, der Dämon stets als etwas vorab Gegebenes gedacht. Bei Goethe markiert der Dämon gewissermaßen die äußere Grenze jeder möglichen Metamorphose, die Grenze des Wandelbaren. Bei Cuvier wird die Konstanz der Arten gewiss sehr viel schärfer postuliert als bei Goethe; und dennoch berühren sich genau hier die beiden Argumentationsfiguren: Die äußeren Bedingungen (Tyche, Milieu) können passend sein oder unpassend, hemmend oder fördernd; sie sind jedoch nicht das, was den Typus, den Dämon, die inneren Bedingungen selbst produziert. Foucault spricht in seiner Cuvier-Lektüre von einem „Fixismus“.<sup>43</sup> Ein Fixismus findet sich auch bei Goethe: „so mußt du sein, du kannst dir nicht entziehen“. Oder in Formulierung des Kommentars: „Deshalb spricht diese Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Bethenerung aus.“<sup>44</sup>

Goethes Konzept des Dämons partizipiert also diskurshistorisch am Paradigma der Stabilität der Arten. Dies gilt indes im Blick auf die nicht-menschlichen Tiere und die Menschen in je unterschiedlicher Weise. Zwar hat jedes Tier einen Dämon als Prinzip der Einheit und der Konstanz. Und dieser Dämon läßt sich epistemologisch zudem nur aus einem individuellen Tier ableiten. Dennoch bezeichnet dieser Dämon nicht das individuelle Tier, sondern den allgemeinen Typus, die Art, die Ordnung, etwa den Charakter des Löwen, des Raubtieres, des Säugetieres. Es sind die tierlichen Individuen, denen eine Konstanz zugesprochen wird, nicht die tierlichen Individuen. Mit Blick auf den Menschen verläuft Goethes morphologisch-dämonologische Argumentation etwas anders: Jeder einzelne Mensch hat einen Dämon als Prinzip der Einheit und Konstanz; zugleich wird der Mensch im Urworte-Komplex nicht nur als Individuum betrachtet, sondern auch als Lebewesen und als Gattungswesen; und damit wird der Dämon auf unterschiedlichen Ebenen des Kollektiven wirksam, über das Individuum hinaus in Familie, Stamm und Nation. Dem Menschen eignet Konstanz in vierfacher Hinsicht: individuell, familiär, stammesgeschichtlich und national.

Goethes Konzept des Dämons steht also in diskurshistorischer Nachbarschaft zu Cuviers Konzept der Existenzbedingungen. Es verweist zurück auf das Prinzip der Artenstabilität; und es verweist voraus auf das Individuum, das individuelle Lebewesen. Einerseits gibt es ein Prinzip der Konstanz der Arten, eine Konstanz des Dämons, dem sich, mit Goethe gesprochen, „nicht entziehen“ läßt. Andererseits ist nicht mehr eine *spezifische* Differenz, die die *Arten* voneinander unterscheidet, die relevante Bezugsgröße, sondern die *individuelle* Differenz, die die *Individuen* voneinander trennt, bzw., mit Goethes Formu-

<sup>43</sup> Vgl. Foucault, „Die Situation Cuviers“, S. 44; „Auf der anderen Seite trägt das Individuum Cuvier zufolge die Merkmale der Art, der Gattung, die für es unüberwindliche Festlegungen bilden. Daher der Fixismus.“

<sup>44</sup> UW 2, S. 68.

lierung, „das Charakteristische, wodurch sich der Einzelne von jedem andern bei noch so großer Ähnlichkeit unterscheidet.“

### 3. Zur Morphologie, Ueber Kunst und Alterthum

Goethes morphologischer Dämon trägt also eine doppelte Ambivalenz aus. In systematischer Perspektive lässt sich zeigen, dass Goethes Konzept des Dämons sowohl anthropozentrische als auch theriotopistische Elemente enthält. In einer historischen Perspektive kann man Goethes morphologischen Dämon zwischen dem traditionellen Paradigma einer Konstanz der Arten und einer in die moderne Epistemologie weisenden Prävalenz des Individuums verorten.

Ich möchte nun die Frage danach stellen, wie sich diese doppelte Ambivalenz auf der Ebene der literarischen Form niederschlägt. Meine These lautet, dass der Schlüssel hierfür nicht in der Form des Gedichtes liegt, also nicht in den kristallharten Stanzten, die von der Goethe-Philologie immer wieder als Musterbeispiel souveräner Altersdichtung gefeiert worden sind.<sup>45</sup> Die zentrale Formentcheidung liegt meines Erachtens vielmehr in der zweifachen Publikation in zwei unterschiedlichen Zeitschriftenprojekten und der damit verbundenen Produktion von zwei auch formal unterschiedlichen *Urworte*-Texten: einem ersten, rein lyrischen Text in den Heften *Zur Morphologie* und einem zweiten, lyrisch-prosaischen Mischtext in *Ueber Kunst und Alterthum*. Denn mit dieser Formentcheidung wird es Goethe möglich, hinsichtlich der systematischen und historischen Ambivalenzen unterschiedliche Akzentuierungen vorzunehmen. Diese unterschiedlichen Akzentuierungen betreffen zum einen das Verhältnis von Text und Kontext, zum anderen das Verhältnis von erster und zweiter Publikation.

In der ersten Publikation legt der erste Text (das Gedicht selbst) eher eine anthropozentrische Perspektive nahe: Es geht um den Dämon des Menschen. Der Kontext (die morphologische Zeitschrift) hingegen bewegt sich eher im Rahmen einer theriotopistischen Argumentation: Auch Tiere haben einen Dämon, auch der Mensch als Tier hat einen Dämon. Zugleich führt der erste Text (das Gedicht) zu einer Privilegierung des (menschlichen) Individuums: Es geht um den einzelnen Menschen und seinen individuellen Dämon. Der Kontext (die morphologische Zeitschrift) hingegen verweist mehr auf das Theorem der Konstanz der Arten: Der Dämon ist ein Inbild des Fixismus.

Diese Konstellation kehrt sich in der Zweitpublikation um. Denn der zweite Text (das Kommentar-Gedicht-Hybrid) akzentuiert eher eine theriotopistische Argumentation: Die Dämonen lassen sich „über Generationen“ vererben und wirken auch noch durch „Durchkreuzung und Vermischung“ hindurch. Der Kontext (die kunst- und altertumswissenschaftliche Zeitschrift) hingegen akzentuiert eher eine anthropozentrische Perspektive: Der Dämon gehört in den

Rahmen menschlicher Kunst- und Kulturgeschichte. Zugleich führt der zweite Text (das Kommentar-Gedicht-Hybrid) zum Theorem der Konstanz der Arten: Der Dämon steht für das Prinzip der „Unveränderlichkeit“. Der Kontext (die kunst- und altertumswissenschaftliche Zeitschrift) hingegen führt zu einer Privilegierung des (menschlichen) Individuums.

Was also in der ersten Publikation der Text betreibt – einen Anthropozentrismus, verbunden mit einer Privilegierung des Individuums –, das leistet in der zweiten Publikation der Kontext. Und was sich in dieser zweiten Publikation dem Text entnehmen lässt – ein Theriotopismus, verbunden mit dem Theorem der Artkonstanz –, das findet sich in der ersten Publikation im Kontext. Goethe hält damit sein Modell eines morphologischen Dämons in zweifacher Weise offen: zum einen, insofern in jeder der beiden Publikationen schon jeweils beide Ambivalenzen integriert sind (als Ambivalenz zwischen Text und Kontext); und zum anderen, insofern die Terme der Ambivalenzen zwischen den Publikationen ihren Platz tauschen (in der Bewegung vom Text zum Kontext bzw. vom Kontext zum Text). Der morphologische Dämon wird so in den Raum einer dynamisierten Ambivalenz gestellt.

In einem letzten interpretativen *twist* lässt sich dieser dynamisch-ambivalente Dämon auch poetologisch ausdeuten. Der Ausgangspunkt der vorliegenden Dichtung – „das Unveränderliche“, der „Kern“<sup>46</sup> – wäre demnach so etwas wie ein Typus orphischer Urworte. Auf diesen Typus bezieht sich Goethe, er entnimmt hier das Material den einschlägigen Diskussionen der Altertumsforscher.<sup>47</sup> Diesen Typus der orphischen Urworte, so könnte man nun die morphologische Dämonologie Goethes verallgemeinernd formulieren, gibt es aber nur in je individuellen Versionen, deren Eigenheit und Individualität sich wiederum aus dem Zusammenspiel zwischen dem unwandelbaren inneren Charakter und den wandelbaren äußeren Existenzbedingungen ergibt. Unwandelbar ist der Typus der Urworte; wandelbar sind die kulturellen Bedingungen und die ästhetischen Programmatiken, unter denen sie formuliert werden; das Ergebnis sind die individuellen Versionen dieser Urworte, wie zum Beispiel die „Urworte. Orphisch“ und die „Urworte Orphisch“.

Das Zusammenspiel von Typus und Existenzbedingungen, das Zusammenspiel zwischen der Urform der orphischen Worte und Goethes Fassung dieser Urworte lässt sich zum einen im Sinne von Goethes Klassizismus lesen. Dann erscheinen die verschiedenen Epochen als die verschiedenen Bedingungen, unter denen sich die orphischen Urworte jeweils realisieren, einmal im Rahmen der Antike, einmal im Rahmen der Moderne. So gelesen wäre die Epochen-signatur der Moderne die Existenzbedingung für Goethes *Urworte*-Gedicht. Das Wasser macht ein anderes Tier als die Luft, die Antike formt andere Urworte als die Moderne. Allerdings setzt eine solche Lesart voraus, dass

<sup>46</sup> UW 2, S. 70.

<sup>47</sup> Vgl. Buck, „Urworte. Orphisch“, S. 24ff.

<sup>45</sup> Vgl. paradigmatisch Buck, „Urworte. Orphisch“, S. 29f.

man von *einem* Text ausgeht, den Goethe lediglich in *zwei* Fassungen vorgelegt hat.

Doch das Verhältnis von Typus und Existenzbedingung erscheint noch schärfer akzentuiert, wenn man davon ausgeht, dass Goethe nicht zwei Fassungen eines Textes, sondern zwei unterschiedliche Texte zum gleichen Urtypus vorgelegt hat. Dann nämlich gibt es nicht nur die großräumige Differenz zwischen Antike und Moderne, sondern die pointierte Differenz zwischen zwei Urworte-Texten in *einer Epoche*, in *einem Jahr*, geschrieben unter den gleichen Epochenbedingungen, aber präsentiert an unterschiedlichen Publikationsorten: zum einen ein Gedicht in den Heften *Zur Morphologie*, zum anderen ein lyrisch-prosaisches Hybrid in *Ueber Kunst und Alterthum*. So gelesen, erscheint das jeweils disziplinäre Umfeld als Existenzbedingung der jeweils unterschiedlichen *Urworte*-Texte. Das Meer macht einen anderen Fisch als der Fluss. Die Morphologie formt andere Urworte als die Kunstgeschichte.

Erst in dieser Lesart erreicht Goethe eine maximale Annäherung von Literatur und Lebewesen, von Poesie und Morphologie, von Text und Tier. Und erst in diesem Sinne sind Goethes zweifache *Urworte* und ihre systematisch wie historisch ambivalente Dämonologie Teil seines Projekts einer umfassenden Bio-Ästhetik, deren normative und normierende Nachwirkungen bis heute zu spüren sind.

CORNELIA ZUMBUSCH

## Dämonische Texturen. Der durchkreuzte Wunsch in Goethes *Wilhelm Meisters Wanderjahren*

„Der alternde Goethe“, so stellt Fritz Mauthner nicht ohne Ironie fest, „liebte die Worte Dämonen und dämonisch.“ Insbesondere im Gespräch mit Eckermann habe sich sein „Aberglaube an freundlich gesinnite Dämonen [...] gern und oft redselig“ geäußert:

je höher ein Mensch, desto mehr stehe er unter dem Einfluß der Dämonen; Raphael, Mozart, Napoleon, auch Lord Byron, werden dämonisch genannt; das Dämonische werfe sich gern an bedeutende Figuren; in einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit sich zu manifestieren (1831). Sehr drollig ist es, wenn die subalternen Freunde mit einer Art von Echolalie Goethes Greisenworte wiederholen, und z.B. Eckermann eine kleine Abhandlung über das Dämonische zum besten gibt.<sup>1</sup>

Das Material für seine Bemerkungen zu Goethes Greisenstil und Eckermanns Echolalie findet Mauthner in den Gesprächen Eckermanns mit Goethe aus dem Jahr 1831. Diese Unterhaltungen werden parallel zur Überarbeitung des Schlussteils von *Dichtung und Wahrheit* geführt, in dem Goethe mehrfach auf das Dämonische zu sprechen kommt. Den Auftakt zum zwanzigsten und letzten Buch seiner Autobiographie, die von der Zeit zwischen seiner ersten Schweizer Reise und dem Aufbruch nach Weimar erzählt, bildet ein Passus, in dem Goethe die Erzählung des eigenen Lebens zum Bildungsroman formt. Man habe „im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehn, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Übersinnlichen zu nähern gesucht“: Was Kind, Knabe und Jüngling dabei gefunden haben, wird zunächst ohne Namen eingeführt. Es bleibt ein „etwas“, dem weder „Begriff“ noch „Wort“ angemessen scheinen, wohl weil es sich durch eine irreduzible Zweideutigkeit auszeichnet: „Es war nicht göttlich, denn es schien unvernünftig, nicht menschlich, denn es hatte keinen Verstand, nicht teuflisch, denn es war wohltätig, nicht englisch, denn es ließ oft Schadenfreude merken.“<sup>2</sup> Seine fortsetzbare Differentialdiagnostik – dies ist es nicht, das auch nicht – sistiert Goethe schließlich in einer forcierten Namensgebung: „Dieses Wesen, das zwischen alle übrigen hineinzutreten, sie zu sondern, sie zu verbinden schien, nannte ich dämonisch.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Fritz Mauthner, *Wörterbuch der Philosophie* [1907], Bd. 1, 2. Aufl., Leipzig, 1923, S. 261-263.

<sup>2</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, in: Ders., *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 1. Abt., Bd. 14, hg. v. Klaus-Detlef Müller, Frankfurt am Main, 1986, S. 839. Ebd., S. 840.



Lars Friedrich, Eva Geulen, Kirk Wetters (Hg.)

# DAS DÄMONISCHE

Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit  
nach Goethe

Wilhelm Fink